Bericht

über eine Reise nach Griechenland.

Von Th. Storch.

Als ich in der Pfingstwoche des vorigen Jahres nach der geistig bewegten Tagung des Evangelischsozialen Kongresses in Heilbronn von der schönen Neckarstadt und den im frischen Frühlingsschmuck prangenden Hügeln von Jlsfeld bis Löwenstein und Weinsberg wehmütig Abschied nahm, wagte ich nicht zu hoffen, dass ich diese reizende Landschaft jemals wiedersehen würde. Und doch stand schon am folgenden Tage, dem 5. Juni, im wesentlichen fest, dass ich nach wenigen Wochen wiederum das Neckartal hinauffahren würde, diesmal aber mit einem lieben Kollegen, Herrn Professor Dr. Heynisch vom hiesigen Gymnasium Bernhardinum, nach dem fernen, grossen Reiseziel Athen.

Das Land der Griechen hatte ich nie „mit der Seele gesucht". Meinem Bildungsgange zufolge hatten sich, soweit das Ausland in Betracht kommt, meine sehnsüchtigen Blicke nur nach London und Paris gerichtet, und ich bin dem Lenker meines Geschickes dankbar dafür, dass ich Grossbritannien und Frankreich für die Zwecke meines fremdsprachlichen Unterrichts bereisen durfte. Im deutschen Unterricht hatte ich zwar oft vom Dionysostheater zu Athen, von Olympia, Delphi und Mykenä zu sprechen, doch dachte ich nie an die Möglichkeit, dass ich diese klassischen Stätten auch einmal sehen würde. Da wird mir unerwartet ein Reisestipendium aus einer grossherzigen Stiftung angeboten. Ein klassischer Philologe fragt mich, ob ich ihn auf seiner Reise über Genua und Neapel nach dem Lande der Hellenen begleiten wolle. Wer hätte unter solchen Umständen nein sagen können!

So fuhr ich denn am 15. Juli zum zweitenmal an den Steinhalden der Weinfelder an der Jagst und dem Neckar vorbei. Wie ein alter Bekannter grüsste mich nun im Abendsonnenschein das Heilbronner Mändle von der Spitze des Kiliansturmes herab. Dann aber sah ich neues schwäbisches Land, und in der schwäbischen Hauptstadt verbrachten wir die erste Nacht. Der folgende Tag brachte uns eine lange Eisenbahnfahrt: von Stuttgart über Zürich nach Mailand. Im hellsten Sonnenschein glitzerte der Rheinfall bei Schaffhausen. Lieblicher als je schienen mir die längst vertrauten Ufer des Zürichsees. Kam es von der vermehrten Zahl der Landhäuser, die den See umsäumen, oder von der lachenden Sonne, die sich an den Ufern der Werra seit Wochen kaum hatte erblicken lassen? In Zürich hatten wir kurzen Aufenthalt. Wir schritten durch den ältesten Stadtteil und frischten Erinnerungen an Lavater auf. Allzu rasch führte uns dann der Schnellzug durch die grossartige Alpenlandschaft. Zwischen Brunnen und Flüelen rasten wir am schönsten aller Seen vorbei. Auch von Airolo an wäre mir eine langsamere Fahrt lieber gewesen; denn ich gelangte nunmehr in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gegenden, die ich noch nie betreten hatte. Und Neues war genug zu sehen. Laubenbildende Weinstöcke, riesige Maulbeerbäume und Feigenbäume kündigten die Nähe Italiens an. Locarno am Lago Maggiore sahen wir noch im Abendsonnenschein, bei Lugano aber dunkelte es schon stark, und von Como, der ersten italienischen Stadt, sahen wir nichts weiter als ein grosses Lichtermeer.

Zur Besichtigung Mailands standen uns am folgenden Morgen nur wenige Stunden zur Verfügung, die wir zu einer Rundfahrt durch die Stadt und zum Besuche des Domes benutzten. Auf der Weiterfahrt nach Genua nahmen die Mitreisenden meine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch als die lombardische Tiefebene. Nur die von Kanälen durchzogenen Reisfelder waren mir neu. Hübschere Landschaftsbilder bietet der ligurische Apennin. Aber einen überraschend grossartigen Eindruck bekam ich von Genova la Superba. Die Küste des Golfes von Genua steht freilich im vollsten Gegensatz zur Po-Ebene. Die braune Felsenküste, von weissgrauen Wildbachbetten durchbrochen, fällt mit steilen Wänden in die blaue See. Unvergesslich wird mir die Aussicht bleiben, die wir von der Festung Castellaccio auf Stadt und Golf genossen. Ein Besuch des Campo Santo bot uns Gelegenheit, den Marmorschmuck dieses berühmten Friedhofes mit dem des Mailänder Campo Santo zu vergleichen, dem wir wenige Stunden vorher einen kurzen Besuch abgestattet hatten.

Von Genua aus trat die Reisegesellschaft, der wir uns anschlossen, die Seefahrt über Sizilien nach Athen an. Die Teilnehmer, sieben Damen und sechzehn Herren, fast ausschliesslich den gelehrten Berufen angehörig, hatten sich aus allen Teilen des deutschen Reiches, besonders aus Schwaben und Ostelbien, zusammengefunden, und das gleiche Streben führte bald auch zu einem engeren Zusammenschluss der einzelnen Reisegenossen.

Als unser Schiff, der Salondampfer Bayern des Norddeutschen Lloyds, in der Nacht den Hafen verliess, lag Genua hinter uns als ein riesengrosses Lichtermeer, das sich stundenweit an der ligurischen Küste hin erstreckte. Als es unseren Blicken entschwand, tauchten neben uns in der Salzflut neue Lichter auf: unzählige stark leuchtende Quallen jagten an unserm Schiffe vorbei. Endlich leuchteten nur noch die Lichter oben am Sternenhimmel, die uns nicht weniger entzückten. Schon stand der Polarstern beträchtlich tiefer, als ich ihn je gesehen hatte. In jeder folgenden Nacht beobachteten wir mit neuem Staunen die fremdartige Stellung der Gestirne, bis beim Kap Matapan Sirius und Orion hoch oben erglänzten und der Polarstern für uns denselben Stand erreichte wie für die Bewohner von Tunis und Algier.

Noch aber waren wir weit von der afrikanischen Küste entfernt. Am nächsten Tage fuhren wir dicht an der steilen Ostküste der Insel Elba und am Vorgebirge Circeo vorbei, und erst am Morgen des 19. Julis konnten wir vom Belvedere des ehemaligen Klosters S. Martino die unvergleichlich schöne Aussicht geniessen, die das Sprichwort schuf: Sieh Neapel und stirb! Unser Aufenthalt in Neapel war leider zu kurz bemessen, als dass wir alle Sehenswürdigkeiten hätten aufsuchen können. Immerhin bekamen wir auf unserer Wagenfahrt durch enge Gassen und breite Strassen nach dem Kastell S. Elmo, auf den aussichtreichen Wegen des Posilipo und durch den Stadtgarten am Meere, dann auch auf einer Fahrt mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Strassenbahn und auf einer Wanderung durch die Via Roma viel von dem zu sehen, was dem Leben Neapels sein eigentümliches Gepräge verleiht. Auch dem Museo Nazionale konnten wir einen Besuch abstatten und wenigstens dessen wertvollste Kunstschätze, vor allem die pompejanischen Wandgemälde in Augenschein nehmen. Noch einmal übte die Landschaft Neapels ihren ganzen Zauber auf uns aus, als wir in den Abendstunden aus der Bucht herausfuhren. Friedlich zog der Vesuv an uns vorüber, am Fusse von freundlichen Ortschaften und üppigen Gärten umkränzt. Wir verloren seinen Doppelgipfel erst aus den Augen, als zwischen Sorrent und den schroffen Felswänden der Insel Capri die untergehende Sonne ein so wunderbares Farbenspiel hervorrief, wie es mit Worten nicht zu schildern ist.

Am folgenden Morgen fuhren wir durch die Meerenge von Messina. Tiefe Trauer ergriff uns, als wir die einst so herrliche Stadt in Trümmern vor uns liegen sahen. Anstatt der Paläste und Kirchen erblicken wir nur ausgehöhlte Mauern, dazwischen Zelte und Baracken, die den paar Menschen dort am Bahnhofe und am Hafen Unterkunft bieten, dort, wo sich noch vor kaum mehr als einem halben Jahre Tausende geschäftig drängten. Einen freundlicheren Eindruck hinterliess Taormina, dessen Gasthöfe und Landhäuser vom hohen Felsen herabgrüssten. Hinter der grünumrankten Felsenwand ragte majestätisch der hohe Kegel des Ätnas empor. Eine Rauchwolke, die kerzengerade aufstieg und sich oben schirmartig ausbreitete, krönte diesen weithin sichtbaren Vulkan, den mächtigsten Europas.

Ein paar Nachmittagsstunden widmeten wir den Sehenswürdigkeiten der Stadt Catania. Wir fuhren zunächst auf der mit Lava gepflasterten Via Stesicoro-Etnea zur Kirche S. Agatha, einem Meisterwerk der Barockzeit. Dann besuchten wir die Ueberreste des Odeums und des griechischen Theaters sowie die Giardini Bellini, den prächtigen öffentlichen Garten, der den Namen des berühmtesten Sohnes der Stadt trägt. Wie in Neapel gehen auch in Catania viele gewerbliche und häusliche Verrichtungen auf der Strasse vor sich. Dort braucht der Lehrer die Schuljugend nicht in die Werkstätten zu führen, um ihr Anschauungsstoff zu bieten; jedes Kind kann zu jeder Zeit den Handwerker bei seiner Arbeit beobachten. Das lebhafteste Treiben spielte sich im Hafen ab; denn seit dem Untergang Messinas ist Catania die bedeutendste Handelsstadt Siziliens geworden. Zahllose Kisten wurden noch im Rumpfe unseres Schiffes verstaut, als wir vor Sonnenuntergang wieder an Bord kamen. Ueber die Bedeutung Catanias und anderer Mittelmeerhäfen für den Handel erhielt ich von einem sachkundigen Amerikaner Auskunft, der mit seiner Familie einen Ausflug nach Paris gemacht hatte und nun zur amerikanischen Kolonie in Konstantinopel heimkehrte. Wir gerieten bald in ein angeregtes Gespräch über Handelspolitik und englischen Imperialismus, über Mr. Asquith und Fürst von Bülow, an dem die Gattin — recht bezeichnend für die Amerikanerin — ebenso lebhaft teilnahm wie der Gatte.

Auf der langen Fahrt von Catania nach dem Piräus bot sich noch reichliche Gelegenheit zu Unterhaltungen mit Ausländern. Zwar machte ich zunächst einige Versuche, mich aus dem Baedeker über Land und Volk der heutigen Hellenen zu unterrichten. War es aber für niemand leicht, inmitten der Ueberfülle an neuen Eindrücken ernsten Studien obzuliegen, so war es mir als Neuphilologen geradezu unmöglich, das Ohr gegen die ringsum ertönenden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fremden Laute zu verschliessen. Ich hätte mich einer Pflichtverletzung schuldig gemacht, wenn ich die hier gebotene Gelegenheit zu französischer und englischer Sprechübung nicht benutzt hätte. So setzte ich denn an den beiden folgenden Tagen die englische Unterhaltung mit dem amerikanischen Ehepaare fort und knüpfte mit mancherlei Mitreisenden, die nicht Deutsch verstanden, französische Gespräche an. Es waren zumeist französische Kaufleute, die in Smyrna und Konstantinopel Geschäfte machen wollten, sowie junge Russen und Armenier beiderlei Geschlechtes, die sich in Paris und Lausanne mit westeuropäischer Bildung beladen hatten, den Türken hassten und für die Vereinigung Kretas mit Griechenland schwärmten.

Endlich, am 22. Juli, kam der von allen Reisenden mit grösster Spannung erwartete Augenblick. Schon zeigen Hymettos und Peutelikon ihre geweihten Häupter, dann leuchtet zwischen ihnen der Giebel des Parthenons auf, und zum erstenmal setzen wir im Piräus den Fuss auf griechischen Boden. Der Piräus ist jetzt die bedeutendste Hafen- und Fabrikstadt des Königreichs. Durch seine breiten, regelmässigen Strassen rollten wir in unseren Kutschen bald der nahen Hauptstadt zu. Dicker Staub lag nicht nur auf der Landstrasse, sondern auch auf den Feldern und auf den Agaven und Pfefferbäumen am Strassenrande, und trocken war das Bett des Kephissos. Seit Wochen, vielleicht seit Monaten hatte es keinen Tropfen geregnet, und während uns aus Deutschland immer noch Klagen über den nassen Sommer zugingen, erfreuten wir uns im Lande der Hellenen vom ersten Tage bis zum letzten des heissesten Sonnenscheins.

Wir stiegen im Palace Hotel ab, einem der besten Gasthöfe Athens in der Nähe des Verfassungsplatzes, der den Mittelpunkt des Strassenlebens bildet. Unser erster Besuch galt dem riesigen Stadion, das wieder wie einstmals der Schauplatz der panathenäischen Spiele geworden ist, seitdem es ein reicher ausländischer Grieche erneuern und mit reichem Marmorschmuck versehen liess. Dann fuhren wir an dem trockenen Kiesbett des Ilissos entlang zu den Riesensäulen des Olympieions, unter deren Schatten wir den Vortrag unseres Führers über die athenischen Bauten aus der Zeit Hadrians anhörten. Durch den nahen Hadriansbogen schreitend, gelangten wir aus der ehemaligen Hadrianischen Neustadt in den älteren Stadtteil, zunächst zu dem zierlichen Lysikratesdenkmal, das ursprünglich den Unterbau für einen geweihten Dreifuss bildete, dann zu der Stätte, wo die Dreifüsse als höchste Siegespreise gewonnen wurden, wo zu des Dionysos Ehren die wetteifernden Festchöre des Aischylos und des Sophokles aufzogen, wo alle Geisteskräfte und Künste der Hellenen, geleitet von der Poesie, wetteifernd zusammenwirkten, zu dem weltberühmten Dionysostheater. Mit eigenen Augen durfte ich nun die Orchestra und das Theatron schauen, von denen ich so oft in der Schule gesprochen hatte. Mit Wohlbehagen setzte ich mich auf den marmornen, reliefverzierten Ehrensessel des Dionysospriesters, um dem Vortrage eines Chorliedes in der Sprache des Sophokles zu lauschen. Ein preussischer Gymnasialprofessor bot uns diesen Genuss, um uns die vortreffliche Akustik dieses ältesten Theaters der Welt zu zeigen. Nicht so lange verweilten wir bei den hochragenden Mauerresten des Odeions, dessen Inneres das Bild eines Theaters aus römischer Zeit bietet. Wir eilten an dem „Gefängnis des Sokrates“ vorbei zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Hügel der Pnyx, um dort vor Sonnenuntergang die Aussicht auf die Stadt und die Berge ringsum, auf das glitzernde Meer mit seinen Inseln und vor allem auf die nahe Akropolis zu geniessen. Unmittelbar vor uns lag der Areopag, wo einst das uralte Blutgericht der Athener tagte; heute ist nichts weiter zu sehen als ein kahler, glatter Felsen.

Auf der Rückfahrt begegneten wir einem Leichenzug. In einem offenen Sarge, dessen Deckel vorangetragen wurde, erblickten wir die bleichen Züge eines jungen Mädchens. Durch die Strassen, die wir in der Mittagsglut fast menschenleer gefunden hatten, wogte jetzt das Menschengedränge der Grossstadt. Aber der Strassenlärm war gering. Keine Spur von dem heiteren, leichtfertigen, übermütigen Treiben der Volksmenge, wie man es in Italien kennen lernt! Kein heiteres, zum Tanzen und Singen aufgelegtes Volk fanden wir in Athen und den anderen griechischen Städten, sondern überall eine gedrückte Stimmung. Lastete der drohende Krieg auf dem Gemüt jener Männer, die mit ernster Miene vor den Kaffeehäusern sassen und ihre Wasserpfeife schmauchten?

Wir brachten im ganzen vier Tage in Athen zu. Diese Zeit ist zu kurz für gründliche archäologische Studien, aber ausreichend für den Laien, der auf dem klassischen Boden ein wenig heimisch werden will. Die Anschauung der altgriechischen Denkmäler, die sich als lebendige Zeugen alter Geistesgrösse an Ort und Stelle erhalten haben, kann durch keinerlei Hilfsmittel ersetzt werden. In den westeuropäischen Museen finden wir die glänzendsten Bildwerke der alten Zeit, aber in fremdartiger Umgebung und oft willkürlich zusammengestellt, so dass die Eindrücke einander stören. In Griechenland stehen die Denkmäler auf heimatlichem Boden in der ursprünglichen Reihenfolge beieinander; darum sind sie klar und verständlich trotz ihrer Verstümmelung.

Nirgends erkennt man das klarer als auf der Hochfläche der Akropolis, die wir am 23. Juli in aller Frühe erstiegen. Hier stehen die Bauwerke, die von den Griechen selbst als die höchsten Leistungen ihrer Kunst angesehen wurden, übersichtlich nebeneinander. Freilich ergreift uns zunächst tiefe Wehmut, dass das Vollkommenste, was Menschenhände jemals geschaffen haben, in Trümmer gesunken, dass von der Athena Parthenos, dem von des Pheidias Meisterhand aus Gold und Elfenbein geschaffenen Bilde der Göttin, kein Plättchen Elfenbein übrig geblieben ist. Aber bald weicht die Wehmut frohem Erstaunen. Wir freuen uns der grossen Gedanken, die die Schöpfer solcher Werke beseelt haben; wir bewundern den Fleiss, der diese Steine zusammengefügt hat, und die unerreichte Tüchtigkeit, die sich auch in den geringsten Leistungen ausspricht. Wir nahmen natürlich alles in Augenschein, was die Akropolis dem entzückten Auge des Beschauers bietet: den Tempel der Athena Nike, den Säulenwald der Propyläen, den Parthenon mit seinem Fries, seinen Giebelfiguren und Metopenreliefs, die Karyatiden oder Koren, die die südliche Vorhalle des Erechtheions zieren. Bei dem kleinen Niketempel genossen wir auch die von Lord Byron besungene Aussicht auf „*Fair Athens*“ und „*Thy glorious gulf, unconquered Salamis!*“ Zum Schluss besuchten wir das Akropolismuseum, das hauptsächlich die Ergebnisse der neueren Ausgrabungen enthält, von den älteren Funden nur die, die der berüchtigte Lord Elgin nicht nach England verschleppen konnte. Als ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vor vielen Jahren in London die „Elgin Marbles", den Stolz des Britischen Museums, zum erstenmal sah, bedauerte ich im stillen, dass diese wertvollen Schätze nicht in Berlin oder einem mir noch lieberen deutschen Orte aufbewahrt würden und die Fremden aus aller Welt anlockten; jetzt weiss ich, dass der einzig berechtigte Ort für den schönsten Schmuck des Parthenons die Akropolis von Athen ist.

Nach dem Besuch der Burg lernten wir auf unseren Wanderungen und Fahrten innerhalb und ausserhalb Athens noch unzählige Ueberreste des Altertums kennen, deren blosse Aufzählung hier schon zu weit führen würde. Welche Fülle von Altertümern breitete allein das grosse Nationalmuseum vor uns aus! Das Gebäude ist eine Zierde der Neustadt, in deren breiten, geraden Strassen in den letzten Jahren so viele schöne Gebäude in antikem Stil erstanden sind. Athen wächst ja so rasch wie keine andere Hauptstadt Europas, und die Stadt unterscheidet sich in ihren äusseren Teilen und in ihren Verkehrseinrichtungen nicht mehr von einer deutschen Großstadt. Den älteren Stadtteil mit seinen engen und krummen Gassen lernten wir kennen, als wir die Metropolitankirchen, den Turm der Winde und das prächtige Theseion besichtigten. Dieser sogenannte Theseustempel, der aber wahrscheinlich dem Feuergotte Hephaistos geweiht war, der besterhaltene altgriechische Bau, machte auf mich den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck. Dagegen war ich arg enttäuscht von dem Kolonos, der sagenumwobenen Heimat des Sophokles. Der Oelwald ist verschwunden wie „der früchtebeladene, schattige Hain, in dem die Nachtigall flötend klagte". Zwar ist die Aussicht entzückend; aber wer sich die Zeit für seine Reisen beliebig auswählen kann, folge dem Rate Geibels:

Nimmer den Sommer verweil' in Athen. Glutvollen Sirokko
Atmest du dann, und der Geist senket die Flügel verzagt.
Doch wann segnend der Herbst in rötlichem Duft durch die Berge
Wandelt und am Felshang tiefer die Traube sich bräunt,
Wann der Ilissos rauscht und die neu aufgrünende Talflur
Zwischen dem Oelwald bunt mit Anemonen sich schmückt:
Welche Wonne gewährt es alsdann, mit dem Freunde der Jugend
Auf den kolonischen Höh'n unter den Blumen zu ruh'n
Oder durchs Marmorgebälk goldrostiger Säulen des Himmels
Leuchtendes Blau einsam, stillen Gemüts zu beschau'n!

Auch der Heimat des Aischylos statteten wir einen Besuch ab, ehe wir von Attika auf immer Abschied nahmen. Vom Dipylon, dem antiken Stadttor, vor dem wir bereits am Tage vorher einen Begriff von der künstlerischen Pracht eines altgriechischen Friedhofes bekommen hatten, fuhren wir auf der einstmals heilig genannten Strasse nach Eleusis, wo Demeter selbst die Bewohner der fruchtbaren Ebene den Ackerbau lehrte. Ihr war der Tempel geweiht, von dessen Grösse heute nur noch die mächtigen Säulenstümpfe zeugen. Unterwegs wohnten wir kurze Zeit dem Gottesdienst in der Kirche des Klosters Daphni bei. Wir sollten vor allem die byzantinischen Goldgrundmosaiken in der Kuppel betrachten. Meine Aufmerksamkeit wurde aber weit mehr von dem, was um uns herum vorging, in Anspruch genommen, dem näselnden liturgischen Wechselgesang der Popen und den seltsamen Gebräuchen bei der Taufe eines Kindes.

Am 26. Juli entführte uns ein griechischer Dampfer den attischen Gestaden. Er trug

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

uns an Salamis und Aegina vorbei durch den Kanal des Isthmus von Korinth nach Itéa, dem am nördlichsten Punkte des Meerbusens von Korinth gelegenen Hafenplatze. Dort standen die Wagen schon bereit, die uns noch vor Einbruch der Nacht in dem Dorfe Kastri vor dem „Hôtel d' Apollon Pythien", wenige Minuten von Delphis heiligem Bezirk, absetzten.

Apollo hätte sich für sein Heiligtum keine grossartigere Landschaft aussuchen können. Schon unterwegs hatte uns die Aussicht auf die prangenden Oelwälder und Weinfelder der Ebene und die hochragenden Gipfel des Parnassosgebirges entzückt. Noch herrlicher war der Blick von der heiligen Stätte selber. Vor uns erblickten wir das tiefeingeschnittene Tal des Pleistosflusses, rechts in der Ferne das tiefe Blau des korinthischen Golfes, links die jähen Felswände der beiden Phädriaden, zwischen denen die heilige Quelle entspringt. Als wir nach unserer ersten Wanderung über das Trümmerfeld des heiligen Bezirks unter den „Platanen Agamemnons" das erquickende Nass des nahen kastalischen Quells schlürften, begriff ich, warum die Hellenen keinen angenehmeren Aufenthalt kannten als die kühle Felsgrotte, in der sich das Wasser sammelt. Wo nun gar die frische Bergluft und das Rauschen des Waldes die dichterische Stimmung hervorrieten, da musste der Bergquell zu einer Stätte des Musendienstes werden. Delphis Ruhm freilich übertraf noch den der Musenhaine am Olympos und am Helikon. Im Tempel Apollos lag der heilige Stein, der berühmte Omphalos, der die Mitte der Erdfläche darstellte; denn an ihm waren die beiden Adler zusammengetroffen, die Zeus von den beiden Weltenden aus fliegen liess. Hellenen und Barbaren lauschten hier den Orakeln der Pythia. Leider ist nichts mehr zu sehen von dem Erdschlund, über dem der goldene Dreifuss der Priesterin stand, und nicht einmal der beim Tempel gefundene Omphalos, der uns im Museum gezeigt wurde, soll der echte sein. Vom Tempel Apolls steht so gut wie nichts mehr aufrecht. Besser erhalten sind manche Schatzhäuser und Weihgeschenke.

Wir konnten alle Ueberreste des Altertums von der Marmaria an bis hinauf zum Stadion genau besichtigen. Auch blieb in der Mittagspause und abends noch Zeit zur Beobachtung des heutigen Volkslebens. Staunend über die Einfachheit, um nicht zu sagen „Rückständigkeit" der Lebensweise dieser armen Gebirgsbewohner ging ich mit einem Reisegefährten durch die Gassen und Höfe des Dorfes und warf hie und da auch einen Blick in das Innere der Wohnungen. Noch ist das Zeitalter der Maschine nicht angebrochen für die Männer und Frauen, die sich dort, nur die älteren Männer noch in der weissen albanesischen Fustanella, mit Spinnen und Weben beschäftigten. Man glaubt sich in die Zeit Hesiods zurückversetzt. Nicht einmal das Spinnrad, das bei uns doch bald nur noch in Museen zu finden sein wird, schien den Spinnerinnen bekannt zu sein.

Zuverlässige Auskunft über solche Dinge war nicht so leicht zu erlangen. Meine Kenntnisse des Neugriechischen reichten gerade aus, dass ich ohne Wörterbuch nach dem Allernötigsten, dem *crio nero* (= frisches Wasser), fragen konnte. Bei weiteren Unterhaltungsversuchen leisteten die „gebräuchlichsten Redensarten", die ich in meinem Baedeker fand, nur geringe Dienste. Ein schlechter Trost war es für mich, dass mein Begleiter, derselbe Philologe, dessen Kenntnis des Altgriechischen im Dionysostheater mein Staunen erregt hatte, die neugriechische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Umgangssprache nicht besser verstand als ich. Mit den Standespersonen des Dorfes konnte ich mich wenigstens auf französisch verständigen. Dass in Delphi, wo die französische Schule die Ausgrabungen betreibt, unter den fremden Sprachen die französische die erste Rolle spielt, ist ja beinahe selbstverständlich. Aber auch an allen übrigen Orten Griechenlands kamen wir mit der französischen Sprache am weitesten. Nur von wenigen Personen wurde das Englische dem Französischen vorgezogen, wenn ich von denen absehe, die von Berufs wegen viel mit Engländern und Amerikanern zu tun haben, wie die Angestellten auf Schiffen und in Gasthöfen. In den Hafenstädten wird viel Italienisch gesprochen. In deutscher Sprache konnte ich mich, von unserem Führer und einigen Oberkellnern abgesehen, nur mit einem einzigen Griechen unterhalten, einem Advokaten in Athen, der in Deutschland studiert hatte.

Die drei Advokaten dagegen, mit denen ich mich auf unserer 4—5 stündigen Seefahrt von Itéa zurück zum Isthmus von Korinth am Morgen des 28. Julis aufs angenehmste unterhielt, verstanden kein deutsches Wort, und auch nur einer von ihnen sprach das Französische wirklich fliessend. Da ich Teilnahme für das zeigte, was sie besonders bewegte, für die kretische Frage und das neue Ministerium Rhallis, wetteiferten sie miteinander, mir den Aufenthalt auf dem griechischen Küstendampfer so angenehm wie möglich zu machen.

In Lutraki, einer Sommerfrische nordwestlich von Korinth, musste ich mich jedoch von ihnen trennen; denn ich sollte an jenem Tage mit meiner Reisegesellschaft noch Akrokorinth besteigen. Das geschah auch, und zwar auf die lustigste Weise. Als ich am Fusse des unheimlich schroffen Felsklotzes, der unmittelbar aus der Ebene 575 Meter hoch aufragt, zum erstenmal in meinem Leben ein Maultier bestieg, flösste mir das breite hölzerne Gerüst, das man Samarisattel nennt, geringes Vertrauen ein. Als Steigbügel diente ein Strick, der zu einer Schleife geknüpft war; auch Zügel gab es nicht. Aber der Ritt war mehr spasshaft als gefährlich. Nach einer Stunde etwa mussten wir zu unserem Leidwesen schon absteigen und im Schweisse unseres Angesichts durch drei mittelalterliche Befestigungslinien hindurch und an zahllosen Trümmern von griechischen und türkischen Kapellen vorbei zu Fuss bis zum Gipfel Akrokorinths steigen. Dort bot sich uns ein überwältigender Rundblick. Wie eine Landkarte lagen die beiden Meere und der Isthmos, der sie trennt, vor uns. Jenseits des Korinthischen Meerbusens, der wie ein geschlossener See erschien, ragte der vielgipflige Parnass empor; und ringsum erhoben alle die Berge ihre Häupter, deren Namen unseren Gymnasiasten geläufig sind.

Als wir uns am Fusse des Berges aus unseren peloponnesischen Steigbügeln herausgewunden hatten, reichte die Zeit gerade noch aus, vor Einbruch der Dunkelheit die Ueberreste der antiken Stadt Korinth zu besichtigen, die die amerikanische Schule freigelegt hat: den Apollotempel, den Marktplatz, die Strassen und vor allem die Quelle der Stadt, die berühmte Peirene, die der Pegasus durch einen Schlag seines Hufes ans Tageslicht gefördert hat.

Vom Städtchen Neu-Korinth, wo wir in verschiedenen Gasthäusern ein mehr oder minder befriedigendes Nachtlager gefunden hatten, fuhren wir am folgenden Morgen mit der Bahn durch die Berggegend von Nemea nach Phichtia, um von dort aus zu Wagen die Reise über

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mykenä, Argos und Tiryns bis Nauplia fortzusetzen. In der fürchterlichsten Sonnenglut, die ich je erlebt habe, schritten wir durch das berühmte Löwentor von Mykenä, durch das der Völkerhirte Agamemnon von Troja heimkehrte, um hier heimtückisch von der Gattin und deren Buhlen erschlagen zu werden. Sein Grab glaubte Schliemann gleich hinter dem Tore in einer der fünf von ihm blossgelegten Königsgrüfte gefunden zu haben, aus der er besonders wertvolle Funde an goldenen Schmucksachen zutage förderte. „Grab des Agamemnon" nennt der Volksmund jetzt auch das sogenannte Schatzhaus des Atreus, das grossartigste der riesigen Kuppelgräber, die vor den kyklopischen Burgmauern liegen. Das Gewicht des einen der beiden Querbalken, die den Türsturz bilden, wird auf 120000 kg berechnet. Wer vermochte diese mächtigen Steine so aufzuschichten, dass sie innen ein bienenkorbartiges Gewölbe bilden? Die Burg Tiryns, deren Grundriss die Ausgrabungen Schliemanns und Dörpfelds klargelegt haben, ist das älteste Beispiel der kyklopischen Bauart, das Muster eines Herrscherpalastes der homerischen Zeit. Mehrere Torbauten und Höfe führen zu dem Männersaale und den Frauengemächern der Oberburg. Hier von der Geburtsstätte des Herakles genossen wir den Rundblick auf die sonnige argivische Ebene, die sich in weitem Halbkreis um die Bucht von Nauplia herumlegt. In der Ferne suchte das Auge den Bergwinkel des goldreichen Mykenä. Deutlicher erkannte man die burggekrönte Larisa über Argos und die Palamedesfestung über Nauplia. Am Fusse der Larisa hatten wir eine Stunde vorher die Stufen des alten Theaters von Argos gesehen, auf denen 1821 die Teilnehmer an der von Demetrios Ypsilanti berufenen Nationalversammlung der Griechen sassen. Am Fusse des Palamidhi, an der mit einem Denkmal desselben Ypsilanti geschmückten Platía Syntágmatos, dem Hauptplatze der Stadt Nauplia, überschritt ich zwei Stunden später die Schwelle des Xenodochíon (= Gasthaus; in dem besseren Gasthof am Meer fanden nicht alle Reiseteilnehmer Platz), in dem ich zwei schwüle Nächte hindurch einen vergeblichen Kampf gegen Stechmücken führte.

Der kyklopischen Hitze des Tages von Mykenä und Tiryns war es zuzuschreiben, dass ich mit mehreren Reisegenossen an jenem Tage zweimal in die stärkende Salzflut stieg, am Morgen in dem Meerbusen von Korinth und nach dem Sonnenuntergang in dem Golf von Nauplia. Schon von Athen aus hatten wir uns wiederholt den Genuss eines abendlichen Seebades im Golf von Phaleron verschafft, und später badeten wir auch im Golf von Patras. Als der herrlichste von allen aber schien mir der Badeplatz bei Nauplia am Fusse der trotzig ins Meer vorspringenden Hafenburg Itsch-Kaleh; dort allein war auch die See etwas bewegt. Eine romantische Kahnfahrt um Itsch-Kaleh herum im wunderbaren Glanze des Vollmondes wird allen Teilnehmern unvergesslich bleiben.

Die romantischen Erinnerungen in Nauplia sind stärker als die klassischen. Die Stadt war der Sitz der griechischen Regierung, als 1833 Otto von Bayern als König von Griechenland hier seinen Einzug hielt. Zur Erinnerung an die in Hellas gestorbenen Bayern liess König Ludwig I. bei der Vorstadt Pronia einen Löwen in den Felsen meisseln, den wir sahen, als wir am folgenden Morgen nach dem Hieron von Epidauros fuhren. Dieses Heiligtum war die berühmteste Kultstätte des Asklepios. Von allen Seiten zogen die Kranken

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hierher, um die Gnade des Heilgottes an der Quelle zu suchen. So entstand ein Badeort mit aller Pracht eines heutigen Modebades, mit Tempeln, Brunnen und Badehäusern, mit Bauten für gymnastische und musische Spiele. Mich zog vor allem das Theater an, das best-erhaltene aller griechischen Schauspielhäuser, das einst auch an Reichtum und Schönheit alle anderen übertraf. Die besonderen Merkmale dieses Theaters, auf die ich daheim in der Schule bisweilen hinzuweisen hatte, wurden mir nun an Ort und Stelle zuerst von einem klassischen Philologen in deutscher, dann von dem Kustos des Museums in französischer Sprache erklärt.

Von Nauplia führte uns die Eisenbahn über Korinth nach Patras. Der südlichen Küste des Meerbusens von Korinth folgend, liess sie die prächtigsten Landschaftsbilder an uns vorübergleiten. Es war gerade die Zeit der Korinthenernte. Ganze Eisenbahnzüge wurden mit der köstlichen frischen Frucht beladen. Auch wir labten uns oft an den kleinen kernlosen Beeren; unseren Riesendurst vermochten sie freilich nur vorübergehend zu stillen.

Patras hat als Hauptausfuhrplatz für Korinthen grosse Bedeutung für den Handel gewonnen und ist die grösste Stadt des Peloponneses. Großstädtisches Getümmel herrscht in den Hauptstrassen, besonders in der Nähe des grossen Platzes am Hafendamm, auf dem wir unter freiem Himmel an zwei Abenden tafelten. Der zwischen beiden liegende Abend des 1. Augustsonntages aber war der schönste und weihevollste, den ich auf hellenischem Boden verlebte. Denn an diesem Abend blickten wir von dem hochgelegenen Vorbau unseres Gasthofes zu Olympia hinab auf die im Vollmondglanze unmittelbar vor uns liegende Stätte, wo einst ein herrliches Volk seine glücklichsten Tage verlebte und die vollendetsten Kunstwerke schaute, die die Welt je gesehen hat.

Mit Stolz muss es jeden Deutschen erfüllen, dass in dem neuen Museum zu Olympia eine Marmorbüste steht, in die der Name ΕΡΝΕΣΤΟΣ ΚΟΥΡΤΙΟΣ eingemeisselt ist. Deutsche unter der Oberleitung des Berliner Professors Ernst Curtius haben die kostbaren Ueberbleibsel der einstigen Marmorpracht aus dem Schutt und dem Schlamm von anderthalb Jahrtausenden wieder ans Tageslicht gezogen. In dem Museum sind alle ausgegrabenen Skulpturarbeiten gesammelt. Wir besuchten es zweimal und konnten uns von der Betrachtung der beiden Prachtstücke, der geflügelten Siegesgöttin von Paionios und des unvergleichlichen Hermes von Praxiteles, kaum losreissen. Zwischen den Gebäudeüberresten des heiligen Bezirkes sahen wir auch die Basen dieser beiden kostbaren Fundstücke. Welches Glück, dass der Götterbote des Praxiteles bei seinem Sturze auf den aufgeweichten Lehm der Cella des Heratempels fiel! Wird er ein zweitesmal wieder so weich fallen? Zur Sicherung gegen Erdstösse hat man ihm eine in der Wand verankerte Eisenstange in den Rücken gebohrt. Aber hat nicht aller Wahrscheinlichkeit nach ein Erdbeben selbst die gewaltigen dorischen Säulen des olympischen Zeustempels auseinandergesprengt?

Erdstösse sind in der Gegend von Olympia keine Seltenheit. Unser Eisenbahnzug führte uns nicht weit von Alpheios an einem Dorfe vorbei, das erst wenige Tage vorher von einem Erdbeben schwer heimgesucht worden war. Gerade in jener Gegend aber waren wir Zeugen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eines freudigen Vorganges. Ein junges Brautpaar, das unserem Zuge entstieg, wurde von Freunden und Freundinnen mit Reiskörnern und Blüten überschüttet; gleichzeitig wurden auf dem Bahnsteig und aus dem Zuge Freudenschüsse aus Pistolen abgeschossen.

In Patras begaben wir uns kurz vor Mitternacht an Bord der Brünn, eines schönen Dampfers des Oesterreichischen Lloyds, der uns über Korfu und Brindisi nach seiner Heimat Triest brachte und zu dieser Fahrt $2^1/_2$ Tage brauchte. Ithaka, das Eiland des herrlichen Dulders, war in Nacht gehüllt, als wir vorbeifuhren. In der prächtigsten Beleuchtung dagegen zeigte sich uns die Phäakeninsel Kerkyra oder Korfu bei unserer Einfahrt in die Meerenge, die das langgezogene Eiland von den nackten Felswänden der epirotischen Küste trennt. Den mehrstündigen Aufenthalt, den unser Schiff am 3. August im Hafen von Korfu hatte, benutzten wir zu einer Wagenfahrt durch die Stadt nach dem Achilleion. Feenhafte Pracht trat uns hier entgegen. Dennoch wurde es mir schwer, mich im Geiste in die ferne Zeit der Nausikaa zurückzuversetzen; denn die zahlreichen auserlesenen Kunstwerke, mit denen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich und der jetzige Eigentümer, unser Kaiser Wilhelm, Schloss und Park geschmückt haben, wurden uns von einem Herrn erläutert, dessen Vortrag meine Gedanken immer wieder nach Spree-Athen lenkte. Ich hatte auf Korfu überhaupt kaum noch das Gefühl, auf griechischem Boden zu weilen. So vieles erinnerte mich mehr an Neapel und Sizilien als an Griechenland, vor allem der üppige Pflanzenwuchs, die Grösse und Schönheit des Oelbaumes und der Zypresse, die eigentümliche Gestalt des mächtigen, zur Heckenbildung benutzten Feigenkaktus. Auch das Treiben der Bootsleute und Ansichtskartenverkäufer im Hafen war eher italienisch als griechisch zu nennen.

Am anderen Morgen traf unser Dampfer zu einer so frühen Stunde im Hafen von Brindisi ein, dass nur wenige von unseren Reisegefährten den Fuss aufs Land setzten. Wir sahen aber vom Schiffe aus das Städtchen, das in dem Verkehr zwischen Westeuropa und dem Orient heute eine so grosse Rolle spielt, deutlich vor uns liegen und bekamen bei der Abfahrt auch ein gutes Stück von der flachen apulischen Küste zu Gesicht. Auf der Fahrt quer über die blaue Adria nach der dalmatinischen Küste zu wurden wir in der Nähe der Insel Lissa von zwei schweren Gewittern überrascht, die das Schiff ins Schwanken versetzten und den Aufenthalt auf Deck recht ungemütlich machten, dafür aber endlich die langersehnte Abkühlung herbeiführten, ohne die so mancher von uns keine wirkliche Nachtruhe finden konnte. Schöne Landschaftsbilder entrollten sich wieder vor unsern Augen, als wir dicht an der istrischen Küste vorbeifuhren. Nicht weit von Pola schwammen österreichische Torpedoboote dicht vor uns und neben uns vorbei. Ihre erstaunlich flinken Bewegungen hielten freilich den Vergleich mit den tollen Sprüngen der Delphine, die wir vorher beobachtet hatten, noch bei weitem nicht aus.

Am 5. August kamen wir um die Mittagsstunde endlich in Triest an. Was ich hier sah, übertraf meine Erwartungen. Triest ist eine mächtig emporstrebende Seehandelsstadt. Auf unseren Ausflügen nach dem reizend am Meere gelegenen Lustschlosse Miramar und nach dem hochliegenden Optschina mit der herrlichen Aussicht auf das Meer und die Berge wurde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

uns klar, dass sich Triest auch an landschaftlicher Schönheit mit Genua messen darf. Welchen Kampf gegen die Bora, welche Geduld und welche Geldopfer es gekostet hat, den frischen Schmuck der Berge, das Grün des jungen Fichtenwaldes wieder hervorzuzaubern, nachdem der Unverstand der Menschen die einstigen grossen Waldungen zerstört hatte, erfuhr ich von einem einheimischen höheren Beamten, der die Freundlichkeit hatte, mich von Optschina nach unserem Gasthofe zurückzugeleiten, und mir dabei nicht nur alles Sehenswerte zeigte und erläuterte, sondern auch von dem erzählte, was die italienische Bevölkerung Triests vor allem fürchtet, von dem langsamen, aber unaufhaltsamen Vordringen des slowenischen Volkstums.

In der folgenden Nacht fuhren wir zum letztenmal über die Adria, diesmal mit dem Triester Dampfer Metkowitsch. Als wir früh aufs Deck stiegen, zeigten sich die ersten grünen Striche in der Ferne. Und nun kamen die schönen Augenblicke voll spannender Erwartung wie bei der Einfahrt in den Hafen von Athen. Jedermann nimmt das Fernglas zur Hand, um der „Königin der Adria" ins schöne Antlitz zu schauen. Wir gleiten am Lido vorbei, dann hält das Schiff. Wir setzen uns in eine der schwarzen Barken und schaukeln hinüber zur Piazzetta, wo der geflügelte steinerne Markuslöwe auf hoher Säule noch immer den Dogenpalast bewacht, obwohl die Dogen längst tot sind, die von hier ihre weltbeherrschenden Flotten aussandten.

Heute beherrscht die englische Flotte die Meere. Die Engländer sind allem Anschein nach heute auch die Gebieter in Venedig. Ihnen und ihren amerikanischen Vettern öffnen sich alle Pforten der alten Paläste, ihnen räumt man in den vornehmsten Gasthöfen die besten Zimmer ein, ihnen erklärt man in ihrer Sprache die Bilder in den Kirchen und Museen. In der Akademie der schönen Künste waren drei oder vier Gruppen von je 15 bis 20 englischen Kunstschülern, denen englische Vorträge über die Gemälde Tizians und Tintorettos von englischen Professoren gehalten wurden. Mit der englischen Sprache kam ich in Venedig da am weitesten, wo man kein Deutsch verstand und mein Italienisch nicht ausreichte. Aber es ist zu hoffen, dass auch die deutschen Laute den Venezianern noch vertrauter werden. An manchen Tagen gibt es wohl mehr Deutsche in Venedig als Engländer und Amerikaner, und ihre Zahl wird mit jedem Jahre zunehmen. Wer von der Zahl und dem Volkstum der fremden Besucher Venedigs eine deutliche Vorstellung haben will, braucht nur ein paarmal auf dem Markusplatze auf und ab zu schreiten, wenn abends die Musik die zahllosen Fremden herbeilockt.

Gesehen habe ich in Venedig, was die grosse Menge derer zu sehen pflegt, die von Kirche zu Kirche, von Palast zu Palast strömen: ausser der bereits genannten Akademie den Dogenpalast, die Markuskirche und ein paar andere Kirchen und Paläste. Ich fütterte auch die Tauben auf dem Markusplatze und badete draussen am Lido in der Adria. Bisweilen suchte ich meinen Weg allein. Verirrte ich mich, wie nach dem Besuch der Chiesa dei Frari, so führte mich ein muntrer Gassenjunge für einen Soldo wieder auf den rechten Weg und schlug obendrein ein paar Purzelbäume. Zumeist aber begleitete ich den einen oder anderen der wenigen Reisegefährten, die gleich mir in der glücklichen Lage waren, sich nach der Auflösung der Reisegesellschaft noch ein paar Tage dem Zauber der Märchenstadt hingeben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu können. Märchenhaft ist so vieles in Venedig: der Glanz der marmornen Paläste und der goldstrahlenden Kirchen, die engen Gassen mit den zahllosen Brücken, die Kanäle statt der Strassen, die schwarzen, schlanken, lautlos dahingleitenden Gondeln statt der Wagen. Als ich nach dem Abendkonzert auf dem Markusplatze mit einem lieben Reisegefährten aus Schwaben eine Wanderung durch die Gässchen unternahm, war es mir, als müssten wir jeden Augenblick dem „Kaufmann von Venedig" oder „Othello, dem Mohren von Venedig" begegnen, als wäre die letzte Kerze oben hinter dem Balkonfenster eben von Portia oder Desdemona ausgelöscht worden. Der Wirklichkeit fühlte ich mich entrückt in dieser Märchenstadt, wo alles mir zu sagen schien: Es war einmal! Erst das Motorboot und der Russ und Staub des Bahnhofes, die so wenig in diese Märchenwelt passen, riefen mich bei der Abfahrt von Venedig in die Gegenwart zurück; und die Venezianer, die im Schnellzuge mit mir ins Gebirge fuhren, die einen Erholung in der Sommerfrische suchend, die anderen ihren Geschäften nachgehend, dachten nicht an das, was war, nicht an die Glanzzeit der Dogen, nicht an Tizian und Tintoretto, sondern plauderten von dem, was sein wird, was die Zeitungen über Zeppelins Luftschiffe und über die französischen Flugmaschinen in Calais berichteten.

Es dunkelte schon, als mein Zug in dem wilden Felsental der Fella, Valle del Ferro, zwischen den Julischen und den Venezianer Alpen heraufuhr. Spät kam ich in Villach an, wo zu meiner Freude Kollege Heynisch, der von Triest aus hierher vorausgereist war, bereits für mein Nachtlager gesorgt hatte. Am andern Morgen setzten wir unsere Heimreise gemeinsam fort. Mit der neuen Tauernbahn fuhren wir über die Hohen Tauern nach Wildbad Gastein, dessen Reize wir fünf Stunden lang geniessen durften: die grossartigen Wasserfälle, das Mittagskonzert auf dem Straubingerplatz, einen Spaziergang auf dem Kaiserwege. Nachmittags führte uns der Triest—Berliner Schnellzug in rasender Eile durch die herrliche Alpenlandschaft nach Salzburg, dann nach Regensburg. Hier konnten wir unser Nachtlager wieder mit guter deutscher Münze bezahlen; die Mark herrschte wieder allein in der Geldtasche, in der wochenlang der Frank, die Lira, die Drachme und die Krone Unruhe gestiftet hatten. Die Zeit reichte in Regensburg gerade aus, den Dom, das Rathaus und die Steinerne Brücke zu besichtigen, ehe uns die Eisenbahn — es war am 9. August — über Nürnberg und Coburg in die Heimat zurückführte.

Froh war ich, die heimatlichen Gefilde wiederzusehen. Man reist ja, um die Heimat lieb zu gewinnen. Aber als einen köstlichen, unverlierbaren Gewinn schätze ich es doch auch, dass mir so viele ehrwürdige und sehöne Kulturreste beredte Verkünder des Einstigen geworden sind, dass so mancher klassische Name, der seit der Kinderzeit jedermann bekannt ist, mir mehr geworden ist als ein blosser Klang. Und wie ich die Gegenwart nicht geringer schätze als die Vergangenheit, so preise ich mit gleicher Dankbarkeit die Gunst, die mir einen tiefen Blick in die heutigen Kulturverhältnisse gewährt hat. Möchte es mir gelingen, meine Schüler an dem reichen Gewinn dieser Reise teilnehmen zu lassen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf